Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 34 (1952)
Heft: 30

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Winterthur, 25. Juli 1952 — Erscheint jeden Freitag — 34. Jahrgang Nr. 30

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Bahnhofstraße 89, Zürich 1, Telephon 272975, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Offenbarung

Lindensegel straff gespannt
Winken aus dem Blättermeer,
Bienenvolk summt wie gebannt
Vor den Wimpeln hin und her.

Draussen blaue Mittagszeit
Aus den alten Kronen steigt
Und ein süsser Duft bestreut
Was im Garten sinnt und schweigt.

Alles öffnet Kelch und Grund,
Gott, der Herr, ist sommernah,
Tut der heissen Erde kund,
Was im Lenz mit ihr geschah.

Elsbeth M. Kriesi

Gedanken zu der Aushändigung des Bürgerbriefes an die Jungbürgerinnen bei der 1. August-Feier

Seit einigen Jahren ist es in vielen Gemeinden, nach meiner Kenntnis besonders im Berner Land, zur festen Uebung geworden, an der 1. August-Feier nicht nur die stimmfähig gewordenen Jungbürger, sondern gleichzeitig auch die Jungbürgerinnen, die ihre Volljährigkeit erreicht haben, in feierlicher Weise zu begrüssen und ihnen einen sogenannten Bürgerbrief mit (Bundes- und Kantonsverfassung, Gemeindereglemente und anderes mehr) auszuhändigen.

Es ist gewiss ein schöner Gedanke, an diesem feierlichen Akt nicht nur die Jünglinge, sondern auch die Mädchen teilnehmen zu lassen. Man muss sich aber fragen, ob bei den Behördevertretern, welche nach der Aufnahme der jungen Schweizer in das volle Aktiv-Bürgerrecht auch die jungen Schweizerinnen begrüssen, nicht — wenn vielleicht auch unbewusst und uneingestanden — ein gewisses unbehagliches Gefühl aufkommt, das Gefühl nämlich, es werde hier im Gegensatz zu der ganzen übrigen Welt Gleiches ungleich behandelt. Was steht eigentlich in diesen, den jungen Mädchen ausgehändigten Bürgerbriefen? Wohl so viel, dass sie nun volljährig geworden sind und der Gemeinde und dem Vaterland dienen sollen. Diese Volljährigkeit hat indessen, abgesehen von der normalerweise von diesem Zeitpunkt an wirksam werdenden Steuerpflicht und vielleicht noch einer freundlichen Einladung, dem FHD beizutreten, rein zivilrechtlichen Charakter.

Die vollen Rechte und Pflichten, aus öffentlichem Recht, um die es bei dieser Aufnahme in das Bürgerrecht doch geht, werden jedoch nur den jungen Männern zugesprochen. Man kann sich deshalb füglich fragen, ob die jungen Frauen nicht mit gutem Recht und ohne, dass sie deshalb als gleichgültige oder gar schlechte Schweizerinnen bezeichnet werden können, denen es an Liebe und Hingabe für ihre Heimat fehlt, diesen «Aufnahmen ins Bürgerrecht» besser fern bleiben bis ihnen wirklich nicht nur Pflichten, sondern auch die nämlichen Rechte, wie den Männern zuerkannt werden. Diese Frage wäre nach meinem Dafürhalten unter den Frauen zum mindestens zu diskutieren, ohne dass sie von den Komitees für die 1. August-Feiern etwa als sture Frauenrechtlerinnen verfehmt werden dürften.

Rolf W.

Die Frauen und die akademischen Berufe in Frankreich

In Frankreich sind 26 Prozent der Frauen ausserhäuslich berufstätig, bedeutend mehr als in England und Amerika. Erstaunlicherweise hat sich dieser Prozentsatz in den letzten vierzig Jahren kaum geändert. Verändert hat sich nur die Verteilung der Frauen in den verschiedenen Berufen. Es zeigt sich eine deutliche Verschiebung der Frauenarbeit von der Fabrikarbeit zur Tätigkeit im Handel, in der öffentlichen Verwaltung und in den akademischen Berufen. Es arbeiten heute in den öffentlichen Verwaltungen dreimal so viel Frauen als zu Beginn des Jahrhunderts. Es sind hauptsächlich verheiratete Frauen, die hinter einem Schalter eines Verwaltungsbüros zu sehen sind.

Die Verfassung vom 27. Oktober 1946 gibt der Französin auf allen Gebieten gleiche Rechte wie dem Mann. Der Aufstieg der Frauen zu den hohen Funktionen hat sich aber nicht von selbst vollzogen, sondern ist das Resultat eines hartnäckigen Kampfes gegen die Vorurteile der öffentlichen Meinung. Noch schwerlich wird heute ein Bauer in der Provinz ein Testament von einer Frau errichten lassen. Es war auch ein Kampf gegen den männlichen Egoismus, der nur mit Missvergnügen sah, wie Frauen sich Stellen eroberten, die früher den Männern vorbehalten waren. Selbst noch im Jahre 1945, als die «Ecole Nationale d'Administration», die Schule, die auf die hohen Posten in der Verwaltung vorbereitet, gegründet wurde, war die Zulassung der Frauen nicht von vornherein unter denselben Bedingungen wie die der Männer. Die Nachkriegszeit liess aber dann doch die beiden letzten Bastionen fallen, die nur den Männern vorbehalten waren: die hohen Posten in der Verwaltung und die Gerichtslaufbahn. In vielen Fällen hat das Gesetz die Sitten, Gebräuche und die öffentliche Meinung überholt. Noch lange werden die Frauen sich gegen offene oder versteckte Widerstände wehren müssen und sich an hartnäckigen Vorurteilen stossen. Der Sieg, den das Gesetz ihr gab, war so vollkommen, dass die Französin noch gar nicht die Gelegenheit hatte, voll und ganz von ihren Rechten Gebrauch zu machen.

Sehen wir die Französin in den verschiedenen akademischen Berufen:

Die Advokatin: Im Jahre 1950 zählte Frankreich 1170 Advokatinnen gegenüber 10 100 Advokaten. 620 Frauen gegenüber 2300 Männer sind beim Gericht in Paris als Advokatinnen eingetragen. Um vor Gericht verteidigen zu können, sind Frauen wie Männer gezwungen, bei einem erstinstanzlichen Gericht oder in einem Appellationsgericht ein Praktikum von drei Jahren zu machen, nachdem sie sich zuvor das Lizenziat der Rechte und das Anwaltspatent erworben haben. Im Februar 1951 haben die Advokatinnen Frankreichs ihre 50jährige Tätigkeit als Anwältinnen beim Gericht gefeiert und dazu ihre Kolleginnen aus allen Ländern eingeladen.

Angetan mit dem losen schwarzen Advokatenrock mit dem gestärkten weissen Plastron, bevölkern Advokatinnen jeglichen Alters die Korridore des «Palais de justice». Sogar kokette Frauen mit dunkelrot lackierten Fingernägeln plaidieren in den Gerichtssälen. Das Kleid des Advokaten ist sozusagen eine Uniform und im Tragen dieser Uniform sind Männer und Frauen gleichgestellt. Dass die Advokatinnen verlangen, ernst genommen zu werden, beweist folgendes: Ein Advokat, der sich im Dezember letzten Jahres in der Zeitschrift «Caliban» über seine weiblichen Kolleginnen ausliess und ihnen vorwarf, sie würden den Gerichtshof diskreditieren, wurde dahin gebüsst, dass er während eines Monats vor Gericht nicht plädieren konnte.

Die Richterin: Das Gesetz vom Jahre 1946 erlaubt den Frauen, unter denselben Bedingungen wie den Männern als Richterinnen zu amtieren. Es gibt noch keine Richterinnen in den Appellationsgerichten, da ein solches Amt erst nach mehreren Dienstjahren in einem erstinstanzlichen Gericht erworben werden kann. Im Jahre 1950 gab es fünf Richterinnen beim Handelsgericht, davon eine im Seinedepartement. Unter den 3100 Richtern in Frankreich und in Algier gibt es 90 Richterinnen in den erstinstanzlichen Gerichten. Aber es gibt noch keine Richterin im Seindepartement, also in Paris. Es handelt sich hier um ein Vorrücken, zu dem die Frauen in den fünf Jahren seit dem Inkrafttreten des Gesetzes noch keine Zeit hatten. Es gibt auch keine Jugendrichterinnen. Dieses Amt erfordert zuerst eine mehrjährige Tätigkeit als Staatsanwalt in einem Gericht der Provinz. Die Rolle des Jugendrichters gilt als sehr schwierig und mit ungeheurer Verantwortung verbunden. Aber es gibt Friedensrichterinnen. Die Kandidatin muss, wie auch ihr männlicher Kollege, mindestens 23 Jahre alt sein, das Lizenziat der Rechte besitzen und ein zweijähriges Praktikum bei einem Gericht absolviert haben. Im Jahre 1948 wurden für 28 verfügbare Plätze sieben Frauen gewählt, 1949: fünfzehn Frauen, 1950: zwölf Frauen. Es gibt also heute in Frankreich 36 Friedensrichterinnen, davon zwei im Seinedepartement.

Die Aerztin: Auf 30 500 Aerzte gibt es in Frankreich 1600 Aerztinnen, das heisst 5 Prozent. Mehr als die Hälfte von ihnen, und zwar 850, praktizieren in Paris oder in den Vororten. Die Frauen sind hauptsächlich Frauen- und Kinderärztinnen, oder arbeiten als Psychiater und Lungenspezialistinnen. Nur zwei Chirurginnen sind unter ihnen. In England hat es gegenüber Frankreich eine viel grössere Zahl von Chirurginnen. 110 Aerztinnen haben einen Posten in öffentlichen Institutionen, so auch als Schulärztinnen.

Die Apothekerin: Apothekerin wird in Frankreich immer mehr ein ausgesprochener Frauenberuf. Schon seit 1940 zählen die Fakultäten mehr Pharmaziestudentinnen als Studenten. Der Anteil der Frauen ist von 2 Prozent um die Jahrhundertwende auf 53 Prozent im Jahre 1951 gestiegen. Es ist ein Beruf, der sehr oft von den jungen Mädchen gewählt wird, wenn sie sich nicht zum schweren und langwierigen Studium der Medizin oder der Naturwissenschaft entschliessen können. Das Studium dauert gewöhnlich nur fünf Jahre. Es ist ein Beruf, der am besten den weiblichen Eigenschaften entspricht: Ordnung, Methode, Aufmerksamkeit, Sorgfalt, Exaktheit, Geschäftssinn. Die regelmässige und lukrative Arbeit gestattet eine gewisse Unabhängigkeit. Die Arbeit der Apothekerin ist mit dem Familienleben vereinbar; deswegen wählen auch viele Mädchen diesen Beruf. Wenn die Apothekerin gute Angestellte hat, so kann sie sich für einen Teil des Tages für ihre Familie frei machen.

Aber trotz der bedeutenden Zahl der zukünftigen Apothekerinnen gäbe es — wie es in einem öffentlichen Bericht heisst — nur 3200 Apothekerinnen, die eine eigene Apotheke führen, gegenüber 10 500 Männern. Wir sehen, wie selbstverständlich hier die Gleichstellung der Frau gegenüber den Männern ist. Wir möchten sagen, wie geschäftstüchtig und mutig die Französin ist, dass sie selbst in der schwierigen Nachkriegszeit die nötigen Mittel findet, um eine eigene Apotheke zu eröffnen. — Weitere Apothekerinnen sind Leiterinnen einer Grossapotheke oder leiten ein Laboratorium für medizinische Analysen.

Die Beamtin: Die höheren Beamten werden, wie bereits erwähnt, in der «Ecole Nationale d'Administration» ausgebildet. Die Frauen sind in dieser Schule aber noch bedeutend in der Minderheit. Die ersten, die durch diese Schule gegangen sind, beendigen eben erst ihr Praktikum und beginnen ihre Karriere. Frauen können gleich wie die Männer zum Posten eines Sous-directeur aufsteigen. Das Arbeitsministerium zum Beispiel hat eine Direktorin in der Allgemeinen Verwaltung und eine für das Personal, ebenso eine 2. Direktorin bei der Direktion und achtzehn Frauen sind Bürochefs. Frauen haben sehr oft den Posten eines Bürochefs inne. Die Französin zieht es vor, eine Frau als Vorgesetzte zu haben. Sie ist überzeugt, von einer Frau gerechter behandelt zu werden. «Wir müssen unsere Männer nehmen wie sie sind», meinte eine Frau in leitender Stellung. «Sie haben Mühe, jüngeren und hübschen Bürolistinnen nicht den Hof zu machen, was zu vielen Reibereien führt. Von einer Frau aber fühlen sich alle gerechter und der Arbeit entsprechender beurteilt!»

370 Frauen haben einen Posten als Zivilverwalter. Sehr viele Frauen arbeiten auch als Verwaltungssekretärinnen. Sie haben alle Berichte abzufassen. In Paris sind es 850, also 77 Prozent im Verhältnis zu den Männern. Um sich für einen solchen Posten bewerben zu können, wird ein höheres Lehrdiplom oder das Diplom einer Handelshochschule verlangt.

Es gibt in Frankreich auch weibliche Gemeinderäte. In Paris 14 auf 90 Männer und 13 Vize-Ammanninnen auf 142 Männer.

Sehen wir abschliessend noch, was die öffentliche Meinung in Frankreich von der Frauenarbeit hält. Es sind dies Resultate, die sich aus einem Gallup ergaben. Das Prinzip gleiche Arbeit, gleicher Lohn, wurde von 84 Prozent bejaht, von 11 Prozent verneint. — Auf die Frage, soll eine verheiratete Frau zu Hause bleiben oder soll sie auswärts arbeiten, sprachen sich 71 Prozent für die Hausfrauenarbeit aus, 10 Prozent nur waren für die Berufsarbeit; 19 Prozent antworteten: dies hängt von den Umständen ab.

Die Stellungnahme zur Arbeit der Frau in den hohen Posten: Richterin 63 Prozent dafür, 32 Prozent dagegen; Notarin: 61 Prozent dafür, 30 dagegen; Gesandte: 42 Prozent dafür, 49 Prozent dagegen; Fabrikleiterin: 41 Prozent dafür, 51 Prozent dagegen; Gemeindevorsteherin: 31 Prozent dafür, 51 Prozent dagegen.

Die Antworten ergeben sehr grosse Unterschiede je nach Volksschichten, Alter und Geschlecht. Die Frauen befürworten deutlich das Prinzip der Gleichschaltung, und sie finden es weniger oft nötig, dass die Frau in ihrem Heim bleibe. Auch reagieren die verschiedenen Generationen unterschiedlich. Je älter die Leute sind, desto weniger stehen sie für die Gleichheit der Frau ein. Die Bauern sind am wenigsten für die Gleichheit zwischen Frau und Mann. — Die öffentliche Meinung gewöhnt sich also erst langsam an die neuen Rechte der Französin.

Abano

Ob es wohl jemandem beim Hören dieses schönklingenden italienischen Städtenamens ergeht, wie es mir ergangen, bevor ich die Bekanntschaft des Badeortes und dessen «Fango» gemacht hatte, nämlich, dass mich das Gruseln überkam, weil sich mir ein vage Vorstellung von Untertauchenmüssen in einen seichten Schlammtümpel damit verband. Das mag noch zu Pietro d'Abano's, des Mediziners und Philosophen Zeiten und noch viel später so gewesen sein. Heute badet man aber nicht mehr im Freien, sondern in den modern eingerichteten Baderäumen der schönen Hotels.

Wenn ich hier ein wenig von Abano's Kurhäusern und der Behandlungsmethode mit Fango und Thermalwasser gegen alle rheumatischen Leiden, erzählen will, so möchte ich damit weder locken noch schrecken. In der Schweiz besitzen wir ja wohl die allerbesten Heilbäder, aber den natürlichen, radioaktiven, mit Thermalwasser durchspülten Schlamm, dessen Heilkraft gross sein soll, den haben wir nicht.

Die Reise nach Venetien ist weit. Das Gepäck muss man mit sich tragen und fraglich ist es, ob in Padua, der Bahnstation, Träger warten, nachdem man solche sogar in Zürich bei Frühzügen oft vermisst. Aber irgendwie kommt man doch an Ort und Stelle, und im Bäderstädtchen selber, wo die Portiers von zirka zwanzig Grosshotels die Namen ihrer Häuser nach italienischer Art in den Bus hineinbrüllen, da ist man geborgen. Zwar wird nicht überall deutsch oder französisch gesprochen, trotzdem die Gäste im März-April und im Oktober zu neun Zehntel Schweizer sind. Aber man lernt es, mit Gebärden zu sprechen und wird erstaunlich gut verstanden.

Rein und hell sind die Zimmer. Die Betten — ach, da gibts keine Konzession an unsere Liegegewohnheiten — die sind flach und schmal und nartkissig. Und das niedliche ovale Spiegelchen an der Wand! In seinem obern Teil sieht man sich schmalköpfig wie der Gelehrte Abano und mit dem Zeichen grosser Verehrungsfähigkeit, wenn die Hutter'sche Physiognomik, die diese Eigenschaft im erhöhten Scheitel sehen will, recht hat. Ich spreche da von zweitklassigen Hotels, die im übrigen recht gut und sauber sein können. In erstklassigen Häusern, wo wunderbare gewichste Marmorböden in allen Farben zum Umfallen einladen, da sind natürlich auch die Spiegel besser. Die Küche ist überall ganz italienisch, also fleisch- und käsereich. Diät ist schwer zu bekommen. Die Pensionspreise gleichen sich den schweizerischen jedes Jahr mehr an. Die Bademethode — und dies ist die Hauptsache — denn niemand kommt aus einem andern Grund, als dem des Kurmachenwollens in diese Gegend, ist in allen Alberghi dieselbe. Zu den schon erwähnten zwanzig Grosshäusern kommen nämlich noch ebensoviele kleinere.

Hinter jedem Kurhaus fanden wir mehrere ausbetonierte, dampfende Behälter für den Fango in seinen verschiedenen Stadien, überwässert von dem 87 Grad warmen Thermalwasser. Eine einzige Quelle, in uraltem römischen Steinbecken gefasst, ist natürlich. Alle andern, deren es nun so viele gibt, sind gebohrt worden. Bevor ein Kurhotel entsteht, wird eine Quelle neu gebohrt, was immer erfolgreich sein soll in dieser Gegend. Dann werden die Fango-behälter erstellt und zuletzt schliesst wieder ein neues schneeweisses Hotel in die Höhe, dank der Hilfe des Marshallplans. Wo der Fango herkommt? Man erzählt einem da gerne Märchen. Tatsache ist, dass man ihn, dunkelgrau und voller Algen, aus einem nahen, 35 Grad warmen Seelein schöpft und in den erwähnten Behältern, ständig von der fast siedenden Quelle durchspühlt und häufig umgerührt, reifen lässt, was drei Jahre dauert. Der schon verwendete Lehm, der nun heller geworden und gar nicht so unappetitlich ist, wird wieder eingelegt und ist nach achtmonatiger Behandlung erneut gebrauchsreif.

Früh morgens führt man dich in eine Badezelle, wo auf einer Pritsche zwei Kübel des kostbaren Muses auf einem warten. Dahinein muss man sich legen. Ich möchte raten, wenigstens die zwei Worte «troppo caldo» zu lernen, denn man braucht sie fast täglich. Der Fangist oder die Fangista muten unserer verwöhnten Haut manchmal viel zu. Nun werden Schultern, Beine und Arme mit Fango überdeckt. Siehst du eine Photographie von einem total überdeckten Menschenkind, so ist diese «aufgemacht». Aber eben, wie sollte man in der wirklichen Verfassung geknipst werden dürfen! In der Packung schwitzt man jämmerlich und verständnisvoll wird einem immer wieder mit dem Leintuchzipfel das Gesicht getrocknet. Nach zwanzig Minuten wird man abgeduscht und kommt fünf Minuten lang in ein 39 Grad warmes Thermalbad. Dann wird man, krebsrot, in ein Ku-Klux-Klan-ähnliches Gewand gehüllt, ins Bett geführt und so zugedeckt, dass die Schwitzprozedur weitergeht. Hat man nachher auch noch Massagen und Inhalationen, so reicht es knapp noch zu einem Morgenspaziergang oder zum «lädelen». Dies ist aber eine dürftige Sache, liebe Frau und wenig verlockend sind für den Mann die Bistros auf den Trottoirs, so reell und gut ihr Wein wäre. Was würde ein feines Schweizerkaffee hier für Geschäfte machen! Wahrscheinlich stünden einem solchen Unternehmen von Staates wegen allzu viele Schwierigkeiten entgegen, als dass es realisiert werden könnte.

Die Kurhäuser mit Schweizernamen, wie «Bernerhof», «Jgea Suisse», «Bernabei» und «Helvetia», sind alle in den Händen von Italienern.

Zuerst fürchtet man, die Nachmittagsspaziergänge hätten einem gar nichts zu bieten. Dem ist aber nicht ganz so. Gewiss die paar grossen Strassen, die Durchgangsstrassen sind, sind widerwärtig laut. Ich weiss nicht, ob der Italiener weniger Fahrvorschriften hat, oder ob er sie weniger beachtet. Das Tempo aller Vehikel, auch mitten im Ort, ist unerhört. Nach und nach findet man aber Feldweglein, gewöhnlich entlang der künstlich zur Bewässerung angelegten Bächlein, auf denen oft Entenfamilien schwimmen, am Rande der unendlich grossen und sehr schön mit Weizen bebauten Felder, die, eingezäumt von Maulbeer- und Weidenbäumen — oft noch Weinpergolas zwischen diesen — den eigenartigen Reiz der Gegend ausmachen. Ab und zu stösst man auf einen der flachdachigen, steinernen, fensterarmen Bauernhöfe. Die Bewohner sind gewöhnlich freundlich und zutraulich, so grob sie mit ihren Tieren umgehen, und die Bäuerin zeigt stolz ihr Gärtchen und die Hühner. Winkt über dem lottrigen Gartenzaun ein an einem Stock gebundener Laubbüschel, fast wie die Standarte eines Kinderfestbuben, so will dies sagen, dass im Hof am wackeligen Tisch selbstgezogener und selbstgekelterter Wein ausgeschenkt wird. Und welchen Wein! Dunkel, herbsüss, schwer und so billig!

Einige Kilometer vom Kurort entfernt, grüssen die ursprünglich vulkanischen «Euganeischen-Hügel», wie grosse Maulwurfshaufen im Gelände verteilt. Auf dem einen, den man im Frühling durch blühendes Akaziengestrüpp erklimmt, thront ein alter Herrensitz, der seit einigen Jahren von aus Fiume vertriebenen Benediktinernonnen bewohnt

Maria La Roche zum Gedenken

Basel rühmt sich seit alters her, eine Stadt der Wissenschaft und der Kunst zu sein, und wenn auch das traditionelle Kunstschaffen in den letzten Jahrzehnten durch das Eindringen aller möglichen modernen Richtungen und -ismen allzu arg konkurrenziert wurde, so sorgten doch eine Reihe älterer Künstler dafür, dass das aus eigenem Boden gewachsene alemannische Kulturgut nicht allzu sehr von fremdem Unkraut überwuchert wurde. In der vordersten Linie dieser getreuen Freunde altbaslerischer Ueberlieferung stand seit über einem halben Jahrhundert die Malerin und Graphikerin Maria La Roche, eine stille und bescheidene, grundgütige Frau, die sich durch den entfachten Tumult der Moderne nicht aus der Ruhe bringen liess, und so zeichnete und malte, wie sie es beim stammesverwandten Hans Thoma gelernt hatte. Die Künstlerin war am 7. Juni 1870 als Tochter des Pfarrers La Roche im basellandschaftlichen Ziefen geboren worden und hatte ihre Jungmädchenjahre im gastfreundlichen Hause ihres Grossvaters Antistes Stockmeyer im Schatten der Münstertürme der Rheinstadt verbracht. In diesem kultivierten Milieu wurde ihr Sinn für das Wahre und Schöne geweckt. An Basels Gewerbeschule, in der Malklasse Fritz Schiders, aus der viele bedeutende Künstler hervorgegangen sind, empfing sie den ersten künstlerischen Unterricht, um sich sodann in Frankfurt, Dresden und schliesslich in Karlsruhe bei Professor W. Conz in der Radierklasse weiter auszubilden.

Hier wurde auch Hans Thoma auf die junge Baslerin aufmerksam und nahm sie, entgegen seinen üblichen Bedenken, als Schülerin in sein Atelier. Wie oft hat uns Maria La Roche so gemütvoll ihre reichen Erinnerungen an den grossen deutschen Maler in liebenswürdiger Art und Weise erzählt und uns dabei jene ersten Lithographierversuche gezeigt, die noch die Korrekturvermerke des Meisters trugen. Studienreisen führten dann die junge Malerin durch das schöne Frankreich, das an kulturellen Denkmälern so reiche Italien, nach Spanien und England. Eines ihrer schönsten und frühesten Lithoblätter zeigt ein auf einem Hochplateau wie eine mächtige Burgkrone ruhendes, italienisches Städtchen, ganz in der zarten Palette Thomas, aber voll reicher farbiger Varianten und Spielformen. Besonders auf dem Gebiete der Lithographie und der Radierung hat Maria La Roche grossartige Leistungen vollbracht, und nicht umsonst haben ihre Blätter Eingang in die Kupferstichsammlungen von Karlsruhe, Dresden, Berlin und Basel gefunden.

Ach, mit wieviel subtilem Können und Liebe hat sie die schönsten Plätzchen ihrer Heimatstadt verherrlicht, vor allem die Stille des Münsterplatzes hat sie in manchen verschiedenen Ansichten wie kein zweiter Basler Künstler festgehalten. Freilich nicht jenen Münsterplatz mit parkierenden Autos, sondern jenen städtebaulich prächtig konzipierten Platz mit seiner friedlichen Stille von einst. Ueberhaupt lag ihr das Laute keineswegs; sie suchte nach der Verinnerlichung aller Dinge und Wesen, und das, was aus ihrer Hand hervorging, sollte Liebe und Seelenfrieden ausstrahlen — Attribute, die leider in der neueren Kunst nur noch selten anzutreffen sind. In einer Zeit, in der man nur noch nach allerlei gewollten und auch zufälligen Effekten hascht, so gerne mit Kniffen und Schwung blufft, da schien sogenannten aufgeschlossenen Künstlern und Kunstfreunden Maria La Roches Schaffen antiquiert, auch wenn sie die bis ins hohe Alter sichere Hand und ihr fundamentales technisches Können anerkennen mussten. Sie alle aber spürten auch die gereifte Persönlichkeit und kluge Mütterlichkeit aus graphischen Blättern, Lithographien, Aquarellen und Oelbildern dieser Frau heraus und mussten ihr im Innern, vielleicht widerstrebend, recht geben; auch ahnten diese Naseweisen, dass ihr mit neuzeitlicher Phrasologie nicht beizukommen war.

An vielen Ausstellungen der Gesellschaft Schweizerischer Malerinnen und Bildhauerinnen, an Basler Weihnachtsausstellungen, an der Kunstausstellung der SAFFA haben aber ihre Freunde immer wieder ihre warmen Gemälde angetroffen und sich daran gefreut, wie etwa jenes «Geigenstilleben» an der SAFFA, das heute im Basler Kunstmuseum hängt und von Marias Musikalität in vollen Tonakkorden zeugt. Oder etwa jene sicher konzipierte Basler Stadtansicht mit einem sie überwölbenden Regenbogen — ein sehr schwieriges Motiv —, an dem wir ihre Meisterschaft bestaunen können. Noch mit den Vorbereitungen für eine Ausstellung ihres Gesamtoeuvres auf kommenden Herbst beschäftigt, ereilte die zweiundachtzigjährige Künstlerin ein sanfter Tod; ihre Blumenstilleben aber werden gewiss noch viele Menschen mit einer stillen Beglückung erfüllen, und das ist es auch, was Maria La Roche zeitlebens anstrebte, andere glücklich und froh zu machen.

Gaby Mathys

Die Frau des Präsidenten

Zum Hinschied von Frau Prof. Elly Heuss-Knapp

Alle öffentlichen Stellen der westdeutschen Bundesrepublik haben auf Halbmast geflaggt und das ganze Volk trauert um jene mittelgrosse, ältere Dame mit dem freundlich klugen Gesicht, die «erste Frau Deutschlands». Die Frau Bundespräsident hat auch, als ihr Mann den höchsten Posten erhielt, den die Republik zu vergeben hatte, ihr bescheidenes Aeusseres und die alten humanistischen Traditionen ihres Elternhauses zu bewahren gewusst. Zwar gehörte diese edle Frauengestalt jener Gesellschaftsschicht an, deren Fundamente durch die Erschütterungen der letzten Jahrzehnte in den Grundfesten ins Wanken geraten sind, sie selbst aber hat den Glauben an die unveräusserlichen Menschenrechte dennoch bewahrt. Schon in ihrem Vaterhaus in Strassburg herrschte jener liberale geistige Ton, der später auch durch Villa Viktoriahöhe ziehen sollte. Engstirnigen Chauvinismus kannte sie nicht, sie war ein typisches Elsässerkind, am Rande zweier sich überschneidender Kulturen geboren, stets für Verstehen und Ausgleich besorgt, und noch als Frau des Bundespräsidenten sprach sie oft ihr angestammtes Elsässer-Dütsch. Ihr Vater hatte an der Reichshochschule zu Strassburg Nationalökonomie doziert, als ihn in den Bänken des Kollegs eine Studentin besonders beeindruckte, es war eine exotische Fürstin aus dem Kaukasus und da sich beider Interessen so wunderbar tangierten und übereinstimmen konnten, heirateten sich die beiden. Elly, ihre Tochter wuchs früh in die intellektuellen Kreise hinein, die im gastfreundlichen elterlichen Hause ein- und ausgingen. Professor Knapp war ein Freund und Anhänger des liberalen Friedrich List; Proudhon, Adam Smith und Friedrich Naumann waren Namen, die im Hause Knapp oft fielen. Vor allem für Friedrich Naumann hatte Elly Heuss eine grosse Verehrung, und sie gestand: «Wenn er Mohammedaner geworden wäre, ich hätte es ihm nachgemacht!»

Damals war auch noch der nachmals so berühmt gewordene Arzt, Musiker, Kulturphilosoph und Missionar Albert Schweitzer in Strassburg Vikar, und bevor er nach Afrika zog, traute er Elly Knapp mit einem glühenden Anhänger Naumannschen Aesthetizismus, mit dem jungen Dr. Heuss. Friedrich Naumann gratulierte damals mit folgendem prophetischen Ausspruch: «Es will mir scheinen, dass für Ihren Mann der Heimatboden die rechte Stelle ist, um ein selbständiger, aktiver Charakter mit steigender Wirksamkeit zu werden. Er soll einmal von Stuttgart aus ein eigener Mann im deutschen Volke sein. Das liegt ihm!»

Ehe sich Elly Heuss von ihrem geliebten Strassburg trennte, verfasste sie jenes reizende zärtliche Büchlein «Ausblick vom Münsterturm». Sie folgte ihrem Mann nach Berlin, und 1912, als er Chefredaktor der «Rhein-Neckar-Zeitung» wurde, in diesen neuen Wirkungskreis. Während des Krieges stellte Elly Heuss ihre ganze Kraft dem Roten Kreuz zur Verfügung und der nachmalige Bischof Dibelius holte sie später zum Ausbau der evangelischen Wohlfahrtspflege. Professor Heuss begann sich damals durch seine Arbeiten einen Namen zu machen und wurde 1919 als Dozent der Berliner Universität für Politik verpflichtet. In der jungen Deutschen Republik gab es auch viel Arbeit für Frau Elly Heuss, und in unzähligen sozialpädagogischen Vorträgen legte sie den Grundstein für die Evangelische Akademie, um dann auch die Leitung der Hoover-Speisungen zu übernehmen, sich als Landtagsabgoordnete für die Weiterführung der Witwenpensionen an Wehrmachtsangehörige einzusetzen und als Frauenrechtlerin für eine bessere soziale Stellung der Frau zu kämpfen.

Diese aufgeschlossene Frau bewährte sich aber in jenen Jahren, als ihr Mann zum Schweigen verurteilt war, als ihm die Pensionen gestrichen wurden und der nackte Existenzkampf an das nachmalige Bundespräsidentenpaar herantrat. Getreu stand sie zu ihrem Mann, als dessen Bücher in fanatischen Autodafés aufgingen. Heuss selbst stammte ja aus einer Familie, deren Vorfahren politischer Umsturzpläne wegen das Innere von Festungen und Kerkern kennen gelernt hatten. Heuss hatte zwar mehr Glück, obwohl sein ein Jahr vor der Machtergreifung erschienenes Buch «Hitlers Weg» eine böse Abrechnung mit dem nazistischen Vandalismus war, liess man ihn ungeschoren und er konnte als Privatgelehrter untertauchen. Jemand aber musste für den Unterhalt der Familie sorgen. Der Sohn arbeitete bereits bei der Firma Wybert, auch Elly ging hin und empfahl sich für das Verfassen von Slogans und Reklametexten. Später wechselte Frau Professor Heuss zu Henko und Persil; sie erfand eine neue Art der Propaganda, die Reklamesongs fürs Radio. Selbst drüben in Amerika sangen die jungen verliebten Pärchen: «Crema di dia — Nivea. Crema di noche Nivea» zu Rumbamelodien, ohne zu ahnen, dass deren Verfasserin eine Deutsche war. Professor Theodor Heuss aber schrieb Biographien und veröffentlichte ab und zu etwas unter dem Pseudonym Thomas Brackheim.

Nach dem Zusammenbruch bat man Heuss, seinen Schriftstellerberuf aufzugeben und sich dem Lande Württemberg als Kultusminister zur Verfügung zu stellen; jetzt musste auch seine Gattin den Beruf der Texterin an den Nagel hängen, andere Aufgaben und Pflichten traten an sie heran, die sie ebenso tüchtig anpackte und löste.

Frau Heuss wurde Landtagsabgeordnete, sprach an Europatagungen, schrieb sozialpädagogische Aufsätze, stand Komitees vor, beantwortete Stösse von Bittgesuchen und Briefen und schrieb nebenbei das Buch «Schmale Wege», das von derselben Liebe zum Menschen beseelt war, wie ihre erste Publikation, und als dann ihr Mann auf den höchsten Posten des Landes berufen wurde, folgte sie ihm auch auf die Viktoriahöhe bei Bonn und blieb die kluge, einfache Professorengattin, die sie immer gewesen war. Alle Bundestagsabgeordneten in Bonn achteten die Frau Bundespräsidentin ihrer aufrichtigen geraden Art wegen, und überall rühmte man ihr freundliches, mütterliches Wesen, eine Autorität, der man sich gerne unterwirft. Am besten mag das ein Ausspruch eines älteren Abgeordneten dartun: «Seltsam, wenn ich mit Frau Heuss zusammen bin, fallen mir immer alle meine Jugendstreiche ein, damals hätte ich eine solche Frau als Lehrerin haben müssen!»

Die nimmermüde Kämpferin für soziale Gerechtigkeit, das Sich-Gegenseitig-Verstehen, die Propagandistin der Verbesserung der Frauenrechte ist bis in die letzten Tage ihres Lebens hinein tätig gewesen. 71jährig ist sie von uns gegangen, ihr Andenken aber wird noch lange ein leuchtendes Beispiel für alle Frauen sein.

Gaby Mathys

Etwas, das auch uns Hausfrauen angeht

Im Jahresbericht des Schweizer Verband Volksdienst lesen wir eine sehr interessante, sich auf wissenschaftliche Forschungen stützende Abhandlung über die Zwischenverpflegung im Haushalt der Volksdienstbetriebe. Es heisst dort u. a.: «Sorgfältig begründete und durchgeführte Versuche haben gezeigt, dass die Leistungsfähigkeit um mindestens 10 Prozent gesteigert werden kann, wenn ausser Frühstück, Mittag- und Nachtessen noch je am Vormittag und Nachmittag eine Zwischenverpflegung eingeschaltet wird.»

Was dort für den Grosshaushalt gesagt wird gilt ebenso sehr für den Kleinhaushalt. Ueberall, wo ein Haushalt geführt wird, geht es um die intensive Anspannung der körperlichen Kräfte. Eine kurze z'Nüni- und z'Vieripause mit einem kleinen Imbiss ist besonders für jugendliche Arbeitskräfte wertvoll, ja unerlässlich, wenn wir ihnen die Arbeitsfreude erhalten und sie an der Hausfrauenarbeit interessieren wollen.

Wir sind dem Schweizer Volksdienst dankbar für diesen Fingerzeig. Alles, was dem Interesse der hauswirtschaftlichen Betätigung dient, ist für unser Volk von eminenter Wichtigkeit, auch wenn es im ersten Hinblick nicht so aussehen mag. R. N.

Politisches und anderes

Der Bundesrat zur Erhöhung der amerikanischen Uhrenzölle

In einem offiziellen Communiqué drückt der Bundesrat seine Besorgnis aus über die schwerwiegenden Folgen, die eine Erhöhung der amerikanischen Uhrenzölle für die schweizerische Uhrenindustrie und die schweizerisch-amerikanischen Handelsbeziehungen nach sich ziehen würde. Die Hälfte unseres Gesamtexportes nach den USA besteht aus Uhren.

Zunahme der Bundeseinnahmen

Das Bundesblatt veröffentlicht eine Tabelle über die Steuereinnahmen des Bundes im ersten Semester 1952. Daraus ergibt sich, verglichen mit dem ersten Semester des Vorjahres, eine Mehreinnahme von 72,6 Millionen Franken. Bei der Wehrsteuer stellt sich der Mehrertrag auf 82,1 Millionen, während es bei der Warenumsatzsteuer 18,2 Millionen ausmacht. Dagegen sind die Zolleinnahmen um 20,7 Millionen Franken zurückgegangen.

Der Konvent der Demokraten in Chicago

Am Montagabend begann in Chicago der 31. Nationalkonvent der Demokratischen Partei um einen Präsidentschaftskandidaten zu nominieren. Als Kandidaten kommen in Frage: Senator Estes Kefauver, Senator Richard Russell, Averell Harriman, der Leiter der Mutual Security Agency, und der Gouverneur von Illinois Stevenson. Der bisherige Vizepräsident der Vereinigten Staaten, Alban Barclay, zog seine Kandidatur zurück.

China ratifiziert die Genfer Konvention

Die Regierung der chinesischen Volksrepublik hat die schweizerische Regierung wissen lassen, dass sie unter gewissen Vorbehalten die vier Genfer Konventionen vom 12. August 1949 zum Schutze der Kriegsopfer anerkenne. Die schweizerische Regierung hat diese Erklärung allen Signatarstaaten der Genfer Konventionen zugehen lassen.

Neue Regierung in Kairo

Der ägyptische Ministerpräsident Sirri Pascha, der erst vor drei Wochen seine Regierung gebildet hatte, trat überraschend von seinem Posten zurück. Die neue Regierung wurde von Hilali Pascha gebildet, der vor dem zurücktretenden Kabinett amtete.

Regierungskrise in Persien

Ministerpräsident Mossadegh überreichte vergangenen Donnerstag dem Schah sein Rücktrittsgesuch. Infolge der Unruhen, die durch Anhänger Mossadeghs und die Kommunisten geschürt wurden, ist der zum Ministerpräsidenten ernannte Ghavam Sultaneh zurückgetreten. Das persische Abgeordnetenhaus hat sich für die Wiederwahl Mossadeghs zum Ministerpräsidenten ausgesprochen.

Die Olympischen Spiele 1952

Am vergangenen Samstag wurden in Helsinki in Anwesenheit von 70 000 Zuschauern die XV. Olympischen Spiele feierlich eröffnet. An den Kämpfen nehmen 6000 Athleten aus 69 Nationen teil.

Internationale Konferenz für öffentlichen Unterricht

In Genf tagte die 15. Internationale Erziehungskonferenz, an der 51 Länder mit 102 Delegierten teilnahmen. Die Konferenz arbeitete eine Empfehlung aus über den freien Zugang der Frauen zu den Bildungsanstalten. Diese Empfehlung wird den verschiedenen Unterrichtsministerien unterbreitet werden. Sie bildet eine Art Charta der weiblichen Erziehung. Die hervorragenden weiblichen Delegierten aus anderen Ländern konnten ihr Erstaunen nicht zurückhalten, dass keiner Schweizerin in der schweizerischen Delegation die Möglichkeit gegeben worden war als Expertin an dieser Konferenz teilzunehmen.

Der Internationale Juristenverband

In Strassburg war unter dem Vorsitz von Frau Agathe Dyvrande-Thevenin, Rechtsanwalt am Pariser Gerichtshof, der internationale Juristenverband versammelt. Es wurde beschlossen, die Studien über die privatrechtlichen und völkerrechtlichen Folgen der doppelten Staatszugehörigkeit verheirateter Frauen fortzusetzen. Zum Vizepräsidenten des Verbandes wurde Antoinette Quinche (Lausanne) gewählt.

cf

... für jeden Gaumen!

DITZLER CONFITÜREN

Generalvertrieb:
Lüchinger & Cie. AG., Eier-Import.
Basel, Zürich, Bern, St. Gallen, Luzern, Buchs

---

wird. Viel an Mobiliar und Bildern soll im Zweiten Weltkrieg von abziehenden Deutschen mitgenommen worden sein. Wenn man hört und sieht, dass in dem weitläufigen Steinbau nur zwei kleine Oefen Wärme spenden können, dass die Frauen, die in ihrer Heimat Lehrerinnen in einem berühmten Internat waren, sich mit Flick- und Handarbeiten und mit Gemüsebau selber durchbringen müssen, so bekommt man ordentlichen Respekt vor den tapfern Nonnen.

Auf einem weitern Hügel wird man von weissgekleideten Mönchen empfangen, Frauen dürfen aber nur bis zum Atrio gehen. Aber der mächtige verwilderte Garten Barbarigo in Valsanzilio, in Richtung Este, steht jedermann offen. Die nun einem Grossindustriellen von Rom gehörende Besitzung, wurde von einem Dogen von Venedig erstellt, der sich auf einem eigens gegrabenen Kanal in siebenstündiger Fahrt von der Lagunenstadt heraufrudern liess. Das Wohnhaus ist klein und unbedeutend, weil der Mäzen starb, bevor er sich dem Bau eines der Parkanlage würdigen Palastes widmen konnte. Auch hier sollen die seltensten Pflanzen während der Kriegsjahre weggetragen worden sein. Geschnitten in der Wildnis ist nur der Buchs eines Irrgartens, wohl eines Liebesgartens aus der galanten Zeit, jetzt mit Stacheldraht versperrt, weil man, hineinpromenierend, den Ausgang nicht mehr fände. Zwei Teiche sind von Goldfischen belebt und bewacht je von einer verwitterten Steinstatue, den Po und die Etsch verkörpernd. Als alte Männer, verschlafend, melancholisch blickend, sind die Flüsse dargestellt. Ob heute ein Künstler dem Po nach dessen Schandtaten vom letzten Herbst auch noch diese Gestalt verliehe? Und der durch zwei Kriege zum Schicksalsfluss gewordenen Etsch?

Eine andere Attraktion ist das hübsch gelegene Arquà, wo dem Fremden das Wohn- und Sterbehaus Petrarca's und auf dem Hauptplatz das geschmackvolle Grabmal gezeigt wird. (Man nimmt sich vor, daheim doch einmal zu einem Laurasonett zu greifen.) Noch andere Sehenswürdigkeiten sollen nach einem schlechten Farbenprospektlein der «Euganeischen Hügel» zu finden sein. Auf diesem sieht man einen Bergsteiger — ja wahrhaftig — mit Seil und Pickel so wohlausgerüstet zur Bezwingung eines 603 Meter hohen Maulwurfhaufens. Ferner hüpfen irgendwo Hirsche um ein Jagdhäuschen. Einen Wald dazu habe ich in Wirklichkeit nirgends entdecken können. Ein Seelein dampft schrecklich. Auch diese Sensation habe ich nicht gefunden. Ein Dörflein weist auf sein «thé danzante» hin. Oh, etwas französisch gilt als sehr vornehm. Darum kann man in Abano an einem Ladenfenster «on parle française» und auf der Speisekarte gelegentlich «Foa grasse» lesen. (Und dann ist sie erst noch mager!)

Die nur neun Kilometer entfernte, uralte, etwas ländlich anmutende Universitätsstadt Paduà, bietet für den Kunstliebhaber allerhand, ausser der dem Heiligen St. Antonio geweihte grossartigen Basilica byzantinischen Stils, wohin man wallfahrten geht, wenn man etwas verloren hat. Und das Weltwunder Venedig ist in fünfzig Minuten per Bus zu erreichen. Meine fünfzigjährige Fangista hat es zwar noch nie so weit gebracht. Die kurmachenden Schweizer aber lassen sich die Reise in die Märchenstadt nicht entgehen. Kopf und Herz noch voll von ihren Schönheiten, lässt man anderen Tags die Prozedur an seinem Körper leichter über sich ergehen und stapft wieder mutig und würdig im Ku-Klux-Klan-Mantel durch den überwarmen Korridor.

N. S.-K.

Mutters Fuchsien

Sie standen auf dem breiten Fenstersims und waren Mutters Stolz und Freude. Sorgfältig wurden sie täglich begossen, sauber wurde jedes welke Blättlein abgezupft und mit Interesse das Wachsen der schönen Knospen und Blüten verfolgt, die wie kleine Glocken an biegsamen Zweigen hingen. Welche Vielfalt bot ihr Anblick und wie prächtig waren die Blumen!

Zwei Fuchsien hatte die kleine Ruth besonders gern, nämlich Schneeweisschen und Rosenrot. Das waren die Fuchsien, deren Blüten die weissen und zartrosa Mäntelchen trugen, und denen man darum die hübschen Märchennamen gegeben hatte. Aber nicht nur aus diesem Grunde standen sie in besonderer Gunst, sondern vor allem darum, weil die Stämmchen so schön gewachsen waren und jedes Jahr eine Blütenpracht verschenkten, die sie in den Mittelpunkt des Gärtleins am Fenstersims stellten.

Nun war es wieder einmal so weit, dass Mutters Fuchsien eine reiche Last an Knospen zeigten, und vor allem Schneeweisschen machte ihr grosse Freude. Noch nie sei das Stöcklein so prächtig gediehen und habe eine solche Blütenpracht versprochen wie dieses Jahr, sagte die Mutter. Jeden Morgen stand sie vor ihrem Fenstergärtchen, immer in Erwartung, wann wohl die erste der vielen Knospen sich öffnen würde. Und Ruth, die Mutter bei der Blumenpflege helfen durfte, teilte ihre Freude und Erwartung. «Ob Schneeweisschen heute blüht?» war oft ihre erste Frage am Morgen, und manchmal nahm die Mutter sie, die noch schlafwarm in ihrem Nachthemdchen steckte, auf den Arm und ging mit ihr ans Fenster, um nachzusehen, ob sich die erste zarte Blüte zeige. Aber Tag um Tag verging, ohne dass das ersehnte Ereignis eintrat. Da war Ruth eines Tages allein im Zimmer, und sie stand vor dem Blumenfenster. Zärtlich spielend nahm sie eine der prallen Kugeln in ihre Fingerchen. Wie kühl und glatt sie sich anfühlte! Da, unversehens ein kleiner Druck, und die Knospe sprang auf! Wie war Ruth erschrocken; schnell zog sie ihr Händchen zurück, als habe sie etwas Heisses berührt. Dann aber besah sie sich mit angehaltenem Atem die offene Knospe. Wirklich, hinter den weissen Spitzen, die sich bald weit ausbreiten würden, schimmerte es zartrosa und silbern — die Blüte mit ihren Staubgefässen! Ruths erster Impuls war, Mutter zu rufen und ihr das Wunder zu zeigen. Aber Mutter war ja nicht da. Und Ruth, die immer noch ganz benommen von ihrer Entdeckung vor dem Blumenfenster stand, hatte plötzlich auch die zweite und dritte Knospe mit einem leichten Druck ihrer Finger geöffnet. Was Mutter wohl sagen würde? Nun, sie würde sich gewiss freuen, hatte sie doch täglich mit Ruth auf das Blumenwunder gewartet und jetzt, jetzt würde Schneeweisschen auf einmal im schönsten Schmucke dastehen. Und eifrig drückten die Händchen Knospe um Knospe, grosse und kleine, bis alle gewaltsam und schmerzlich geöffnet an ihren Stielchen hingen.

Voll von erregtem Eifer hatte Ruth ein ganz rotes Köpfchen bekommen. Morgen, wenn Mutter ihren gewohnten Gang ans Blumenfenster tat, würde sie ihr mit Stolz erzählen, wie ihre kleine Tochter Schneeweisschen zum Blühen gebracht hatte!

Der Morgen kam, und Ruth stand erwartungsvoll neben der Mutter. Aber, was war das? Mutters Gesicht, das eben noch so lieb und freundlich ausgesehen und in das Ruth verschmitzt-bedeutungsvoll hinaufgelächelt hatte, veränderte sich so sehr, dass

Tüchtige Vorsteherinnen sind gesucht

Vielleicht sollte, damit sich noch mehr flotte junge Töchter für diesen aussichtsreichen ausgesprochenen Frauenberuf zur Verfügung stellen, wieder einmal etwas ausführlicher über die Ausbildung und die Berufsmöglichkeiten der

Vorsteherin für alkoholfreie Gaststätten und Gemeindestuben

Aufschluss erteilt werden.

Die Berufsanwärterinnen sollten 24 Jahre alt sein und die Sekundarschule besucht haben sowie sich über gute hauswirtschaftliche Ausbildung und entsprechende Tätigkeit ausweisen können. Ebenso wird Aufenthalt in Familien im französischen und italienischen oder englischen Sprachgebiet empfohlen, damit gute Sprachkenntnisse vorhanden sind. Es ist ganz klar, dass in erster Linie gesunde, intelligente, arbeitsfreudige und lernbereite junge Mädchen, die überdies aufgeschlossen und lebendig sind, für diesen Beruf, der immerhin ziemliche Anforderungen an sie stellen wird, in Frage kommen. Allerdings wird auch eine Tochter, die vorher bereits in einem andern Beruf (als Sekretärin, Verkäuferin, Damenschneiderin usw.) erfolgreich tätig war und den sie aufgeben möchte, um in eine menschlich etwas verpflichtendere Verantwortung hineinzukommen und so mehr Befriedigung durch die berufliche Arbeit zu erfahren, mit Gewinn die Ausbildung durchgehen und sich nachher absolut bewähren. Ratsuchende erhalten beim Sekretariat des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften, Dreikönigstrasse 35, Zürich, weitgehende individuelle Auskunft. Die

Ausbildung

nun nimmt zwei Jahre in Anspruch. Meistens beginnen die Kurse im Mai. Im ersten Jahr werden die künftigen Vorsteherinnen in zürcherischen Grossbetrieben, mittleren und kleineren Hotels oder Restaurants praktisch und theoretisch gründlich geschult. Nach diesem ersten Ausbildungsjahr, während welchem ihnen bei freier Kost und Logis, sowie besorgter Wäsche ein Taschengeld verabreicht wird, werden sie bereits in allen Fächern geprüft, d. h. also auch in den gehabten Schulfächern wie Lebensmittel- und Berufskunde, Gesundheitslehre, Buchhaltung, Unfall- und Krankenkassenwesen, Gesamtarbeitsverträge usw. — Das zweite Jahr nun ist als Gehilfinnenjahr gedacht, und es wird den bereits zeitweise stellvertretend als Vorsteherin amtierenden Töchtern auch ein Gehilfinnenlohn ausbezahlt. Alle Arbeiten müssen von Grund auf — dies hauptsächlich im ersten Jahr — erlernt werden, während das zweite Jahr mehr der Vertiefung in die pädagogische und fürsorgerische Seite dieses so vielseitigen Berufes gewidmet ist, der Führung und Verwaltung eines Betriebes, der Uebung im Organisatorischen, der vollen Pflichterfüllung einer ihrer Verantwortung voll und freudig bewussten Vorsteherin. — Nach Beendigung des zweiten Ausbildungsjahres findet die Diplomprüfung statt.

Wie sieht denn nun so ein

Arbeitstag einer Vorsteherin

eigentlich aus? Das Tagwerk beginnt früh. Zuerst wird mit dem Küchenchef gleich noch einmal das bereits im voraus aufgestellte Tagesmenu besprochen. Es können sich noch Aenderungen ergeben, bedingt durch den Anfall von Saison-Früchten oder -Gemüsen. Eventuell muss auch ein anderes Dessert eingesetzt werden. In der Backstube muss mit dem Patissier gesprochen werden. Es sind die Anmeldungen von Schulen oder Gesellschaften für den Tag zu überprüfen, ist das herzustellende Gebäck zu berechnen usw. Dazu brauchen die Selbstbedienungs-Büffets der Hochschulen eine Menge Gebäck, sowie viele Mittag- und Abendessen, die alle vom Grossbetrieb resp. dessen Küche aus pünktlich und rasch — per Auto — dorthin geliefert werden müssen. Einmal zwischenhinein wird die Vorsteherin frühstücken. Alsdann wird sie alles für den Tag Nötige bestellen. Sie hat telephonische Anfragen zu beantworten, Räumlichkeiten für Schulen und Vereine zu reservieren, Säle zu vermieten, Offerten für Gesellschafts-, für Hochzeitsessen (denn das gibt es: alkoholfreie Hochzeitsfeiern!) zu machen, Vorschläge für die Menüs. Eine junge Tochter, die in den Dienst treten will, meldet sich. Reisende, Lieferanten kommen. Andauernd gibt es etwas zu erledigen. Auch im Hause selbst, in den Essräumen, wo nun die Tische gedeckt werden, im Treppenhaus, überall hat die Vorsteherin nachzusehen, und vor allem wird sie sich in Rüsterei und Küche davon überzeugen, ob die Arbeit vorwärts geht und alles auf den richtigen Moment hin fertig wird. Von 11 bis 12 Uhr essen abwechslungsweise alle Hilfen vom Service, aus der Küche, der Backstube, der Wäscherei mit den Vorsteherinnen des Hauses. Um 12 Uhr müssen alle an ihrem Posten sein; denn nun beginnt der «Sturm», der bis gegen 13 Uhr unvermindert andauert und selbstverständlich die Anwesenheit, die organisierende und ordnende Hand, den denkenden Kopf, den guten Ueberblick der verantwortlichen Leiterin des Unternehmens verlangt. — Nachher wird es wieder nötig, dafür zu sorgen, dass sich der Abwasch, das Aufräumen nicht allzu sehr in die Länge zieht, weil doch die einzelnen Freistunden, die im voraus festgesetzt und verteilt wurden, unbedingt eingehalten werden müssen. — Die Vorsteherin wird auch das Personal an- und einlernen, die richtige Frau an den richtigen Platz setzen und auch menschlich für alle da sein, in dem Sinne, dass sie ihnen eine beglückende Gestaltung der Freizeit möglich macht, kurz, dass sie diejenige Persönlichkeit ist, zu der alle mit ihren grösseren und kleinen Sorgen, mit ihren Problemen wie zu einer Mutter kommen und Rat und Hinweis holen können. Deswegen eben ist der Beruf der Vorsteherin auch in ganz bedeutendem Masse ein solcher des Erziehens, und es bedarf, um ihn richtig auszuüben, eines guten Einfühlungsvermögens, psychologischen Verständnisses und mütterlichen Sinns. Aber auch im Umgang mit den Gästen sind die Fähigkeiten nötig, besonders, wo sich unter ihnen viele Alte und Heimatlose befinden, sei dies nun in der Stadt im alkoholfreien Restaurant oder im Dorf, auf dem Lande in der Gemeindestube, wo gleicherweise warme und wohltuend gemütliche Unterkunft und ein gutes, nicht teures Essen geschätzt wird, wo ebenso Herzenswärme und Menschlichkeit, die erst den Gasthof zu einer Art Heimstätte gestalten, nicht gemisst werden möchten. —

Eine Kollegin wird nun die Vorsteherin für die Dauer einer ihr wohl zustatten kommenden Pause (von 14.30 bis 17.30 Uhr) ablösen. Dann aber wird sie bereits wieder durch die Räume gehen, die Vorbereitungen für die Abendmahlzeiten, den Service überprüfen und dafür sorgen, dass die verschiedenen Vereine, Zirkel und Clubs, die Chörli alle die von ihnen auf den Abend gemieteten Säle und Lokale beziehen können, dass — z. B. am Sonntagabend für das beliebte alkoholfreie Jugend-Dancing alles bereit ist. Abends gegen 22 Uhr, hin und wieder auch später, ist das Tagewerk der Vorsteherin beendet. Mit den Gedanken allerdings mag sie vielleicht immer noch in dem ihr anvertrauten Haus, dem verhaftet, was der nächste Tag bringen wird, weilen, und eigentlich freut sie sich aber schon wieder auf die Arbeit dieses kommenden Tages.

«Unsere Arbeit», sagt diese in ihrer Art begeisternde Vertreterin des geschilderten Frauenberufes, «ist überaus vielseitig. Sie erhält uns lebendig. Ich würde sie wieder, wäre ich noch einmal ganz jung, als Beruf erwählen. Er ist, dieser Beruf, vielseitig, den Menschen, dem Leben dicht verbunden. Er braucht uns ganz. Die Sache, der wir dienen, ist ebenso notwendig, wie sie gut ist. Es lohnt sich schon, sich für sie und durch sie für das Wohl des Volkes einzusetzen.» BWK.

Staatsbürgerliche Ecke

Die Einnahmen des Staates — Monopole, Anleihen

Nachdem wir das letzte Mal die Regalien und das wichtigste Regal, den Zoll behandelt haben, wollen wir jetzt einen Blick auf die Monopole werfen. Wie bereits gesagt, ein eigentlicher Unterschied besteht — ausser dem «Alter» — nicht zwischen Regal und Monopol. Der bekannteste Vertreter der letzten ist wahrscheinlich das Alkoholmonopol. Es ist zudem ein Monopol mit ausgesprochen gemeinnützigem Charakter, wurde doch im Jahre 1885 das Recht der Herstellung von gebrannten Wassern dem Bund deshalb übertragen, damit er diese verteuere und auf diese Weise ihren Konsum herabsetze. Ausserdem kommt der Gewinn gänzlich den Kantonen zu gute. Wir sehen also, dass ein Monopol in die Verfassung aufgenommen werden kann, um eine bestimmte wirtschaftliche Tätigkeit in die Hand des Staates zu legen, weil sie bei freier Ausübung nachteilige Folgen hat. Dem Staat ist durch das Monopol die Möglichkeit geboten, die Nachteile auszuschalten. Sogar das Bankmonopol hat in der Schweiz eher einen gemeinnützigen als einen fiskalischen Charakter. Neben den gemeinnützigen Monopolen gibt es auch solche mit dem Zweck, dem Staat eine bedeutende Einnahmequelle zu verschaffen. Das sind dann die fiskalischen Monopole. So kennen zum Beispiel ausländische Staaten Tabak-, Zündholz-, Zucker-, Tee-, Kohlen-, Getreide-, Benzin- und andere Monopole, die stets einträgliche Geschäfte sind.

Ein Staat hat aber auch noch verschiedene andere Möglichkeiten, sich Geld zu verschaffen. Dazu gehören die Erträgnisse aus Grundeigentum und Vermögen. Denn dem Staat gehören doch stets zahlreiche Gebäude, Grundstücke und Liegenschaften, die den Grundbesitz des Staates ausmachen. Früher, in der «guten alten Zeit», war es manchen Ländern sogar möglich, ihren Bedarf an finanziellen Mitteln fast ausschliesslich aus dem Ertrag ihres Grundbesitzes zu decken. Heute allerdings kann nur noch ein ganz bescheidener Teil der Staatsausgaben damit finanziert werden. Auch aus beweglichem Eigentum, wie Wertpapieren und dergleichen, kann dem Staat Geld zufliessen. Ueber dieses Staatsvermögen muss natürlich immer Rechenschaft abgelegt werden.

Da es vorkommt, dass die normalen Einnahmequellen, zu denen auch die Steuern gehören, die wir ein andermal gesondert betrachten wollen, nicht genügen, um den ganzen Geldbedarf zu decken, steht dem Staat noch der Weg der Anleihe offen. Auch zur Finanzierung eines grosses Werkes, wie zum Beispiel des Rückkaufs der Schweizer Bahnen, werden Anleihen aufgelegt, die je nachdem kurz- oder langfristig sein können. Bis zur Rückzahlung der Gelder werden sie natürlich verzinst. Die Zinsen werden meistens aus den laufenden Mitteln bestritten. Begreiflicherweise erfreuen sich solche Staatsanleihen stets grosser Beliebtheit und werden sehr oft erheblich überzeichnet, weil sie eine sichere Anlagemöglichkeit darstellen. In der Schweiz vor allem kann jedermann ruhig sein, dass er sein Geld, das er für eine Anleihe gezeichnet hat, zum festgesetzten Termin oder schon früher bei einer ratenweisen Zurückzahlung zurückerstattet erhält. D. V.

Eine Lehrerin zur Frage der Ehescheidung

Zum Artikel: Wie denken Sie heute über Ihre Scheidung, muss ich als Lehrerin (zwar unverheiratet) auch ein Wort sagen. Stets beobachtete ich bei Kindern aus geschiedenen Ehen viel Unausgeglichenheit, ungelöste Probleme, viel, viel Herzeleid.

Da sitzt sie vor mir, die neunjährige, reichbegabte, fleissige Käthi, bei allen beliebt ihrer Hilfsbereitschaft und ihrer guten Art wegen. Eines Tages ist das Kind wie ausgewechselt. Vorbei sind Aufmerksamkeit und froher Lerneifer. Es schrickt zusammen, wenn es zum Lesen oder einer Antwort aufgerufen wird. Einige Tage warte ich zu, dann nehme ich das Kind in aller Stille zu mir und erkundige mich nach der Ursache seines zerstreuten Wesens. Lange bleibt es still im Zimmer; dann bricht Käthi in lautes Schluchzen aus: «Bei uns daheim geht es nicht mehr gut; Vati gibt Mutti so harte Worte; sie weint dann und mag nicht mehr mit uns singen und spielen. Sie hilft mir auch bei den Aufgaben nicht mehr, fragt nicht, wie es mir in der Schule gehe ...» Ich lasse die arme Kleine sich ausweinen, und als sie ruhiger wird, versuche ich sie zu trösten und verspreche ihr, Mutti zu besuchen, Mutti, die auch meine einstige Schülerin war. Hier erfahre ich dann von dem krassen Ehebruch des Gatten und dem erschütterten Vertrauen der jungen Frau. Die Ehe wurde geschieden, die Kinder der Mutter zugesprochen, aber froh sah ich meine kleine Schülerin n i e m e h r.

Aus vielen andern noch ein letzter Fall. Der dreizehnjährige Willi befindet sich in einem grossen Erziehungsinstitut. Er klagt: «Ich weiss nicht, wer mein richtiger Vater ist. Die Mutter führt in einer grössern Schweizerstadt ein gutes Hotel. Ihre Ehe wurde dreimal geschieden. Für mich hat sie gar keine Zeit. Drei Väter bemühen sich zeitweilig um mich. Zwei besuchen mich dann und wann, und der dritte ladet mich zu sich in die Ferien ein. Aber wo bin ich eigentlich zu Hause?» Armer Willi.

Immer sind die Kinder die Leidtragenden aus den geschiedenen Ehen. Ich möchte alle Mütter bitten, das Kreuz zu tragen, bis ihre Knaben und Mädchen erwachsen sind, und nie vor ihnen missbilligend über den Vater zu sprechen. Kinder haben scharfe Augen und feine Ohren. Geben wir ihnen stets ein gutes Beispiel. U. B.

Bundesfeier-Aktion 1952

Nachdem durch die Zweckbestimmung die Bundesfeier-Aktion zu einem wesentlichen Teil der Förderung der Geschichtswissenschaften dienstbar gemacht worden ist, lag es nahe, für die Bundesfeier-Karte ein historisches Sujet zu wählen. In Albert Ankers «Kappeler Milchsuppe» hat man ein solches gefunden. Der geschichtliche Hintergrund ist bekannt, eine erfreuliche Episode aus einer düstern Epoche unserer Geschichte. Katholiken und Protestanten standen sich im Sommer 1529 kriegsbereit gegenüber. Die Stimmung in den beiden Lagern war aber nichts weniger als kriegerisch. Nur so ist es erklärlich, dass die Vorposten sich auf der Grenze zusammenfinden und gemeinsam eine Brente Milch auslöffeln konnten. Treffend stellte der Strassburger Abgeordnete Jakob Sturm fest: Ihr Eidgenossen seid doch wunderliche Leute, bei aller Zwietracht seid ihr eins und vergesset der alten Freundschaft nicht.

An diesen Ausspruch soll uns die Bundesfeier-Karte erinnern.

Noch heute gehen die Meinungen und Anschauungen vielfach auseinander, wenn auch auf einer andern Ebene als zur Zeit der religiösen Bruderkriege. Möchte aber der Ausspruch auch heute noch und in aller Zeit zutreffen, dass wir bei aller Zwietracht der alten Freundschaft nicht vergessen. Sicher ist diese Mahnung 30 Rappen, wie sie die Bundesfeier-Karte kostet, wert.

Stimme aus dem Leserkreis

Ich habe Ihren Artikel über «Kindsmisshandlungen» gelesen. Mit grossem Interesse folgte ich Ihren Ausführungen, die auf seltene Art die Gründe ganz richtig erfassen, die zu einer solchen Tat führen können.

Nur eine Frau mit grossem Einfühlungsvermögen konnte so auf dieses Thema eingehen. Dank sei Ihnen, dass Sie die H i n t e r g r ü n d e den Lesern vor Augen führen.

Es ist schon so; wo die Ehe nicht gut ist, ist selten die Mutter eine gute Mutter, die sie sein könnte.

Das Innerste einer Mutter wird ausgehöhlt und ausgebrannt von Kummer, Enttäuschung. Kommen dann die Kinder, steht eine gereizte, nervöse Mutter vor ihnen. So schnell schlägt ihre Hand, wo ein ernstes Wort am Platze wäre.

Wie sind diese Mütter oft überlastet. Nicht nur tragen sie die ganze Verantwortung der Familie, besorgen Zahlungen, sorgen für Kleider, Heizung, Essen, sondern oft arbeiten sie noch auswärts. Ihre Männer nehmen das grösstenteils selbstverständlich hin. Höchstens klagen sie über eine launische, kalte Frau. Nie käme es ihnen in den Sinn, dass vielleicht gerade sie selbst schuld sind, dass ihre Frauen so geworden sind.

So viele Frauen tragen ihr Leid still — und erkalten dabei. Nicht nur erkaltet die Liebe, nein, auch ihre Seele wird kalt und stumpf dabei.

Die r i c h t i g e Liebe des Mannes würde Wunder wirken. Die Frauen würden aufblühen. Sie wären wieder zärtliche und liebevolle Gattinnen und Mütter.

Wie könnte den Müttern rechtzeitig geholfen werden, ehe solche sträfliche Taten geschehen? Damit, dass ihre Gatten richtige Männer und Väter würden, ihren Frauen eine Stütze und die Treue ernst nähmen. Die Familie wichtiger wäre als Verein, Sport, Wirtshaus und Freundinnen. Wer aber rüttelt unsere Männer auf? Wer vermöchte ihr Innerstes aufzurütteln?

Es gibt Mütterschulen. Könnte man nicht auch Vortrags-Kurse einführen für Männer und Väter? Das wäre bestimmt eine wichtige und gute Sache und käme vielen geplagten und seelisch einsamen Frauen zugute. Eine Mutter.

Ruths Herzchen ganz weh tat. «Freust du dich nicht über Schneeweisschen, Mutti?» fragte sie mit zaghaftem Stimmchen. «Sieh, alle Knospen sind geöffnet!» Aber merkwürdig, die Worte wollten gar nicht so recht über die Lippen, und ihr Ton war unsicher geworden, denn Ruth hatte Schneeweisschen angesehen und mit Schrecken wahrgenommen, dass all die gestern noch so frischen Knospen jetzt wohl geöffnet, aber welk und matt herabhingen. Es wurde ihr bang ums Herz, umsomehr, als die Mutter sie jetzt traurig ansah und fragte: «Hast du das getan, Ruth?» Ruth nickte stumm, aber dann brach ein lautes Schluchzen aus ihr hervor. Die Aermchen um ihre Mutter schlingend, rief sie immer wieder: «Es ging so leicht, sie alle aufzudrücken, und ich wollte dir eine Freude machen. So lange schon hast du darauf gewartet, dass Schneeweisschen blühe!» Und Mutter, die ihr Kind verstand, sagte liebevoll und ernst: «Das musst du nie wieder tun, Ruth, eine Knospe muss sich immer von alleine öffnen, wenn die Blüte unsere Freude werden soll, und dazu muss man warten können!

Und dies wurde ein Wort, das sich Ruth tief einprägte. So oft sie das Leben vor eine schwere Prüfung, eine Schicksalsfrage stellte, hörte sie die Stimme der Mutter: «Eine Knospe muss sich immer von alleine öffnen, man muss warten können ...!»

H. Boerlin

Die Samstagsglocken

Jeden Samstagabend beim Einnachten erklingen in vielen Staaten der USA die Kirchenglocken und geben damit Kunde von einer hier neuen Sitte. Hinter dem Geläute steht das Bild einer Frau, die ein neues Symbol für den Glauben an die Menschheit gefunden hat.

Während ihr Gatte bei den Besetzungstruppen in Deutschland Dienst tat, machte Mrs. T. R. Horn Ferien in Zürich. Eines Samstagabends, als sie über eine Brücke ging, begannen plötzlich die Glocken der Stadt allesamt zu läuten. Erstaunt wandte sich die Amerikanerin an eine vorbeigehende Frau. «Die Glocken», fragte sie. «Warum läuten sie?»

Die Schweizerin schien überrascht darüber, dass jemand eine solche Frage stellen konnte. «Weil es Samstagabend ist, natürlich», antwortete sie.

Für Mrs. Horn genügte diese Erklärung nicht, und so fragte sie weiter: «Aber warum läuten sie am Samstagabend?»

«Weil morgen Sonntag ist!»

So erfuhr Mrs. Horn, dass seit Hunderten von Jahren von den Kathedralen der grossen Städte, den Kirchen kleiner Gemeinden und den Kapellen der Bergdörfer der Sonntag eingeläutet und dass es sogar Samstag für Samstag im Radio übertragen werde für jene, die es sonst nicht hörten. So erinnert das Geläute in der ganzen Schweiz die Menschen daran, dass der folgende Tag der Sonntag, der Tag des Herrn sei.

Mrs. Horn erkannte, dass hier eine Einstellung vorlag, die himmelweit von derjenigen in Amerika abwich. Brach drüben der Samstagabend an, so begann auch überall die Vorbereitung zu einem «lustigen Abend» mit all seinen Zerstreuungen. Und doch entsprach das nicht dem wahren Geist ihres Landes, so fand sie. Sie beschloss, nach ihrer Rückkehr etwas zu unternehmen.

In Washington erzählte sie ihr Schweizer Erlebnis allen Bekannten, und so erreichte es auch das Ohr eines Mitgliedes des Präsidiums der Nationalen Tagung der Christen und Juden. Er schlug daraufhin vor, dass die Kirchen Washingtons den Beginn der im Februar stattfindenden Bruderschaftswoche einläuten sollten, und überhaupt jeden Samstagabend geläutet werden sollte, um die Menschen daran zu erinnern, dass in der Brüderlichkeit die grösste Hoffnung für den Weltfrieden liege.

Jugendliche Mitglieder der Methodistenkirche des nahegelegenen Annandale im Staate Virginia hörten die Glocken Washingtons und schlossen sich der neuen Sitte an. Bald erhoben sie die Frage: «Warum nicht dem Geläute die Bedeutung geben, die es in der Schweiz hat und warum nicht die Jungmitglieder der Kirchen auffordern, dafür im ganzen Lande herum zu wirken?»

Andere Kirchen Nordvirginias begrüssten die Idee, und nicht lange dauerte es, da läuteten in vielen Gemeinden und Städten Virginias jeden Samstagabend die Vesperglocken. Durch Briefe und Erzählungen wurde die neue Sitte rasch verbreitet, und in Massachusetts, Connecticut, New York, New Yersey, Pennsylvania. Maryland, Nordkarolina, Tennessee und Texas bürgerte sie sich ein.

Ueberall wurden die Glocken von jungen Menschen geläutet. Als eine Kirche meldete, ihre Kongregation habe keine jungen Leute, stellten sich solche eines anderen Glaubensbekenntnisses zur Verfügung.

So wurde der Traum einer Amerikanerin wahr, die das Samstaggeläute in der fernen Schweiz gehört und die Sitte in ihr eigenes Land verpflanzt hatte. Und eines Tages werden auf dem ganzen amerikanischen Kontinent die Glocken ihre Stimmen erheben am Samstagabend, um den Tag des Herrn mit hallendem Gebet um Frieden und Brüderlichkeit zu begrüssen. «Coronet»

Daphne du Maurier: Meine Cousine Rachel (Fretz und Wasmuth Verlag, Zürich)

Die englische Meistererzählerin Daphne du Maurier, vor allem bekannt als Autorin von «Rebecca», schenkt ihrer Leserschaft ein neues Werk. Es eignen ihm alle Vorzüge eines Ferienbuches, um den Leser trotz Hitze und vielfältiger Abwechslung zu fesseln: bildhafte lebendige Milieuschilderung, dramatische, spannungsgeladene Handlung. — Als Hintergrund des Romans wählte Daphne du Maurier die malerische Landschaft von Cornwall, in der der weite alte Herrschaftssitz der Ashleys liegt. Seine Besitzer unterliegen beide dem dämonischen Zauber einer Verwandten — der Cousine Rachel. Mit zwingender Logik entwickelt Daphne du Maurier das kaltblütige, berechnende Walten der triebhaften Frau, die von ihrer italienischen Mutter die Kunst lehrte, Kräuter und Tränke zu mischen. Interessant sind vor allem die mit feinnerviger Psychologie beschriebenen Reaktionen des jungen Erben Philip und die überraschende Lösung des Knotens. «Meine Cousine Rachel» ist ein Werk, das die Erzählergabe der Autorin aufs neue bestätigt. cw.

Ferienzeit

El. St. Die Bedürfnisse der Ferienzeit sind sehr verschieden. Im allgemeinen wünscht man sich für dieselbe das Gegenteil dessen, was unseren Alltag charakterisiert. Der Einsame wünscht Gesellschaft, Geselligkeit, Betrieb; der in unruhvollem, aufreibendem Arbeitsprozess Stehende sucht Stille, Einsamkeit, Telephon- und Radioferien. Der Kopfmüde will körperliche Beschäftigung oder stundenlanges Stehen hinter einer Angelrute, die nie in die Tiefe zieht, Herumliegen am Strand, langsames Dahinplätschern in oder auf dem Wasser; nur keine Zeitungen, keine Bücher, keine geistreichen Gespräche!

Aber dann gibt es die Vielen und Abervielen, die nur noch in motorisiertem Herumsausen, im Kilometerfressen, in eleganten Dancings, mondänen Hotels ein Vergnügen, eine Ablenkung vom Alltag erblicken. Die Aermsten; wie müde, wie leer kommen die meisten zurück in ihre Arbeit, ohne Lust und Freude, die Sorgen und Pflichten ihres Lebenskreises wieder auf sich zu nehmen. Denn sie haben nicht neue Kräfte geschöpft in Stille, Natur und Einsamkeit, sondern sie haben die letzten, in die Ferien hinübergeretteten physischen und psychischen Kräfte noch vertan und verzettelt an Scheingenüsse, an «futilités», wie der Franzose das nennt: an eine Geselligkeit, die hohl, leer, purer Schein war, an Toiletten, äusseres Auftreten, an oberflächliche Konversationen, von denen nichts anderes übrig bleibt als die Befriedigung, mit irgend einem grossen Tier ein paar Worte gewechselt zu haben, irgend einer prominenten Frau des Auslandes vorgestellt worden zu sein.

Wie anders erholt und erfrischt kehren doch alle jene heim, die ihre Ferien einfach und gesund in ihrer ganzen körperlichen und seelischen Haltung verbracht haben! Die, welche heimkommen, und es wieder «doch am allerschönsten daheim« finden, die sich freuen, ihre Arbeit wieder aufzunehmen, in den alten, lieben Kreis der Familie, der Freunde zurückzukehren, sich gegenseitig wieder erfreuend, bereichernd durch das Froh-Erlebte.

Aber für alle diejenigen, die noch nicht fort können in der grossen, klassischen Ferienzeit der Schulferien, die im Gegenteil zu der ihrigen noch oft die Arbeit der Abwesenden zu bewältigen haben, ist die Atmosphäre irgendwie doch auch anders. Die Strassen der Städte sind leerer, der heimelige Morgenlärm vor sieben Uhr der zur Schule rennenden Kinder fehlt, die Trüpplein der Kleineren beleben nicht die Trottoirs vor acht Uhr — es ist stiller, ruhiger. Das heisst in punkto Menschen — nicht etwa in punkto motorisiertem Betrieb! Die wenigen noch vorhandenen Bekannten rücken «näher Seel' an Seele«, und man freut sich, ein paar Abendstunden mit Freunden zusammen zu sein, die sonst kaum mehr Zeit haben für uns vor lauter Familien- und Freundesbetrieb. Oder — was besonders reizvoll ist, man geht zu Freunden, die Garten haben, zu einem sommerlichen Frühstück, solange es kühl ist — überhaupt, man nimmt — sogar im Kanton Zürich — alles ein wenig gemütlicher und behaglicher und macht dabei die überraschende Entdeckung, dass das Weltall deshalb doch nicht aus den Fugen fällt.

Auch das «Frauenblatt» möchte etwas von dieser seelischen Entspannung fühlen lassen; es möchte die so viele Leserinnen langweilenden und doch für so viele andere erwünschten Berichterstattungen für einige Zeit in der Schublade lassen und etwas leichtere, mehr seelische Kost bringen. Es möchte wieder mehr Raum und Zeit haben für «Menschliches und Allzumenschliches» und plaudern dürfen von Menschen, Tieren, Blumen, Reisen und allem Schönen, das der Sommer uns gibt und schenkt.

Der Himmel schenkt uns ja dieses Jahr einen Sommer mit vielen schönen Tagen, mit Nächten so lind und warm, dass man einmal wieder stundenlang hinaufstaunen kann in die Pracht des Firmaments, statt wie letztes Jahr nur in drohend schwarze Wolken trübselig starren zu müssen. Seien wir dankbar für all das Schöne rings um uns — ob zu Hause die Zeit, da die Familien mit Kindern vor allem in die Ferien müssen, abwartend, um nachher in stilleren Wochen unsere Hotellerie zu beglücken — oder ob draussen in Bergen, Tälern, an Seen, Flüssen: Ueberall wollen wir daran denken, dass die Ferienzeit eine Zeit der Kräftesammlung sein soll für die vielen Wochen im Jahr, da das Leben wieder unseren vollen Einsatz fordert:

Lasst mich steigen dahin, wo es licht ist,
Lasst mich wandern dahin, wo es weit ist,
Lasst mich bleiben da, wo es einsam und still ist!

Eigensinn und eigener Sinn

Es ist das besondere Verdienst von H. Hanselmann, in Vorlesungen und Schriften immer wieder darauf aufmerksam gemacht zu haben, dass der Trotz unserer Kinder nicht immer ein beklagenswertes Uebel ist, sondern zuweilen auch eine gute Seite haben kann.

Das Gute liegt darin, dass im Trotz oder «Trätzeln», wie H. Hanselmann es nennt, sich das eigene Wesen des Kindes ankündigt, das es seiner Mitwelt gegenüberstellt. Es erhebt damit Anspruch, selbst etwas zu sein, und das zu verwirklichen, was als Anlage und Bestimmung echt und urwüchsig aus ihm herauswächst und mit Erziehungsforderungen oder Erwartungen möglicherweise in Widerspruch steht. Dieses «Trätzeln» ist somit ein Zeichen einer beginnenden Persönlichkeitsentwicklung, die aufgeschlossenen und klugen Eltern Freude machen muss. Tyrannische Erzieher freilich erkennen dabei das Gute nicht so leicht. Sie glauben, ein immer braves Kind sei der wertvollste Mensch. Sie wollen sich ihren Willen und ihr Meinen nicht durchkreuzen lassen und sind in der Gefahr, jede Regung eigenen Sinnes zu unterdrükken. Dass sie damit Wertvollstes zerstören können, sehen sie nicht. Ja, sie erkennen auch nicht, dass sich der positiv gefärbte eigene Sinn in wirklichen, gefährlichen Trotz und lebenschädigenden Eigensinn verwandeln kann, wenn sie es an richtiger Behandlung fehlen lassen.

Wo eigener Sinn sich zeigt, da ist das Kind keine Null. Ein Kind, das keinen eigenen Sinn hat, leidet an einem Mangel an Persönlichkeitssubstanz, eines das zuviel davon besitzt, ist ein trotziges, sozial unangepasstes Wesen. Das rechte Mass liegt auch hier in der Mitte.

Ein Zuwenig an eigenem Sinn wird häufig bei Geistesschwäche beobachtet. Diese Menschen lassen sich weitgehend von äusseren Einflüssen bestimmen, sie werden gewissermassen von aussen aufgeschluckt. Sie sind deshalb ausserordentlich gefährdet, schlechten Einwirkungen zu erliegen und auf Verführungen einzugehen. Das Fehlen von Selbstbestimmungs- und Urteilsfähigkeit macht es absolut notwendig, dass sie zeitlebens fürsorgerisch betreut werden. Freilich soll nicht der Eindruck erweckt werden, als ob alle Menschen, die keinen oder wenig eigenen Sinn haben, geistesschwach wären. Es gibt auch völlig geistig normale Leute, die sich, sei es aus echter Anlage oder aus Gewöhnung heraus, sich stets unterordnen, wenig von sich reden machen und so brav sind, dass man sie kaum beachtet. Sie können als fleissige Arbeiter und Arbeiterinnen ihren Platz im Leben ausfüllen, aber Neues schaffen werden sie nicht.

Wie schon angedeutet, ist auch ein Zuviel an eigenem Sinn, das Trotz und Eigensinn bedeutet, nicht begehrenswert. Der eigensinnige, trotzige Mensch lehnt sich gegen alles in der Umwelt auf, auch wenn kein vernünftiger Grund vorhanden ist, dies zu tun; ja, wenn es nicht nur von der Lebensklugheit aus, sondern auch vom Wertstandpunkt aus besser wäre, wenn eine Anpassung stattfände. Durch Auflehnung und Widersetzlichkeit werden Gemeinschaftstüchtigkeit und damit Arbeitsmöglichkeit weitgehend gefährdet. Damit steht aber das ganze Lebensglück auf dem Spiel. Ein Mensch, der mit den anderen nicht auskommt, wird immer schwer Arbeit finden und ständig mit seiner Unzufriedenheit sich selber und andere plagen. Er macht sich unbeliebt und das Leben verleidet ihm. Diese düstere Aussicht ist ein ernster und eindringlicher Hinweis für alle Eltern und Erzieher, die Trotzregungen ihrer Kinder nicht durch unweises Verhalten, wie zum Beispiel durch Beschämung, allzugrosse Härte und Ungerechtigkeit zu verstärken, sondern im Gegenteil dafür zu sorgen, dass Trotzphasen im Zusammenhang mit Entwicklungskrisen überwunden werden können, wobei man nicht vergesse, ein vernünftiges Mass an eigenem Sinn gelten zu lassen.

Herrlich ist es, Hedwig Bleuler-Wasers Jugenderinnerungen zu lesen (Schweizer Frauen der Tat, III. Band). Sie war ein Kind mit viel eigenem Sinn, das nicht leicht zu erziehen war. Kurzsichtige Erzieher hätten durch Unterdrückung grossen Schaden anrichten können. Glücklicherweise hatte das heranwachsende Mädchen nicht unter solchen zu leiden und konnte sich zu einer hervorragenden, neue Werte schaffenden und führenden Persönlichkeit entwickeln. Der eigene Sinn war bei diesem Kinde Zeichen eines ungewöhnlichen Persönlichkeitswertes.

Einmal sollten die Kinder ihrer Klasse ein Stück aus der Geschichte wiedergeben. Hedwig Waser ging nicht den Weg ihrer Mitschülerinnen, die das Stück auswendig lernten. Sie stellte sich die Vorgänge lebhaft vor und auf Grund davon gestaltete sie die Widergabe völlig frei. Eigensinn? Nein, eigener Sinn, in dem besondere geistige Kräfte sichtbar werden.

Hedwig Waser liebte es, die Geschichtsvorgänge nicht nur frei wiederzugeben, sondern sie auch aufzuführen. Mit Begeisterung vertiefte sie sich in die Rollen und hielt zum Beispiel als Niklaus von der Flüeh eine feurige Friedensrede. Warum aber, fragte sie sich, ist von Frauen, ihrem Einfluss und ihrer Bedeutung so wenig die Rede? Sind nicht die Frauen auch etwas und haben sie nicht auch Bedeutendes geleistet und auf die Geschicke des Staates einen bestimmenden Einfluss ausgeübt? Es ist nicht recht, dass man ihnen nicht mehr Beachtung schenkt. Das muss anders werden.

Hedwig Waser, die aus den angeführten Erwägungen heraus es als ungerecht empfand, dass ein Zürcher Fest wie das Knabenschiessen nur für Knaben und nicht auch für Mädchen da sein sollte, schrieb dem Schulpräsidenten einen Brief, um eine Aenderung vorzuschlagen und zu fordern. Wie leicht hätte ein solches Verhalten als frech aufgefasst und bestraft werden können. Glücklicherweise war der Mann vernünftig und gütig und versuchte nicht, den eigenen Sinn zu brechen, in dem wir wieder ungewöhnliche Persönlichkeitswerte erkennen, die dazu führten, dass Hedwig Bleuler-Waser später ihrer Zeit — wir brauchen nur an das zu denken, was sie im Kampfe gegen den Alkohol geleistet hat —, vorangehen konnte.

Wenn es Hedwig Waser etwas ungemütlich war, bevor sie die Stellungnahme des Herrn Präsidenten zu ihrem Briefe kannte, so hatte dies seinen guten Grund. Es ist recht gefährlich, eigene Wege zu gehen, denn die Grossen in der Welt, von denen die Kleinen abhängig sind, haben die Macht, unangenehme Elemente auf die Seite zu stellen. Wie, wenn der Präsident sie aus der Schule ausgeschlossen hätte?

Dass es recht gefährlich ist, einen eigenen Sinn zu haben und eigene Wege zu gehen, hat Hedwig Waser in ihrem späteren Leben noch oft erleben müssen. So hätte sie wegen ihrer Alkoholgegnerschaft leicht ihre Stelle als Lehrerin verlieren können.

Viele Menschen lassen sich durch solche und andere Gefahren — es kann sich auch um das Leben selber handeln —, davon abhalten, den Weg ihres Gewissens zu gehen und an ihrem eigenen Sinn festzuhalten. Werfen wir keinen Stein auf sie, denn wir wissen nicht, ob wir selbst fähig wären, für die als richtig erkannte Sache bis auf das letzte zu kämpfen. Doch wo wir von Menschen hören oder lesen — wie viele solche Helden des eigenen Sinnes gab es im letzten Kriege, die lieber in den Tod gingen, als ihre Ueberzeugung preiszugeben —, da freuen wir uns, da stärken wir uns für den eigenen Kampf. Die Erinnerungen von Hedwig Bleuler-Waser bieten uns hierzu reiche und schöne Gelegenheit.

Dr. E. Brn.

Ein Dank

(Eing.) Dankbar sei mitgeteilt: Missionsausstellung in Zürich 15 830 Besucher, 12 965 Franken Eintritte, 4455 Franken Gaben, 2296 Franken Plaketten, von fünf Stadtkirchen 3011 Franken Kollekten und 7500 Franken zwei Spenden der Ev.-ref. Kirche.

Erschütternde Bilanz der deutschen Jugendnot

E. P. D. Von den 14,9 Millionen Jugendlichen der Bundesrepublik sind rund 2,6 Millionen Heimatvertriebene, 1,25 Millionen wachsen ohne Vater auf und 30 000 sind Vollwaisen. Aus der Sowjetzone strömen jeden Monat annähernd 4000 Jugendliche nach Westdeutschland ein und die Hälfte der in Baracken und Lagern lebenden 370 000 Menschen sind Jugendliche.

Diese erschütternden Zahlen wurden auf einer Bundesarbeitstagung der Jugend- und Wohlfahrtsverbände in Düsseldorf bekanntgegeben, die von der Hauptarbeitsstelle der Aktion «Jugendschutz» einberufen worden war. Bundestagspräsident Dr. Hermann Ehlers bezeichnete angesichts dieser Situation den Schutz der Jugend als eine Gemeinschaftsaufgabe des ganzen Volkes, denn die Jugend sei für ihre Notlage zu allerletzt verantwortlich. Die Schuld liege vielmehr bei der Generation, die darauf verzichtet habe, das deutsche Schicksal in gute Bahnen zu lenken. Gesetze allein genügten hier nicht, man bedürfe vielmehr neuer tragender Gemeinschaftsformen innerhalb der Jugend, die auch alle am Rande Stehenden erfassen.

Radiosendungen für die Frauen

27. Juli bis 2. August 1952

sr. Montag, 28. Juli werden um 14.00 in der Sendung «Notiers und probiers» folgende Beiträge geboten: «Die Marktrundschau für die Schweizer Hausfrau. — Aus Schneckenhäuslein gemacht. — Das Rezept. — Was möchten Sie wissen?» — In der Frauenhalbstunde am Mittwoch, 30. Juli um 14.00 berichtet Maria Honegger im Zyklus «Frauen in Afrika» über «Pygmäen- und Mangbetu-Frauen». Nach «Dem Gedicht», spricht Wanda Bührig «Vom Spieltrieb im Menschen». In der Sendung um 16.00 «Der Wagen rollt» sind Gedichte von Marguerite Paur-Ulrich zu hören.

Redaktion:

Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstrasse 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Verlag:

Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsidentin: Frl. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Tapeten A.G.
DECORATIONSSTOFFE
VORHÄNGE
ZÜRICH, Fraumünsterstr. 8, Tel. 25 37 30

Ein Abonnement
auf das
Schweiz. Frauenblatt
als Geschenk
bereitet Freude

MÖRGELI
Vergolden u. Einrahmen
ZÜRICH, SCHIFFEGG TEL. 33 91 07

90 %
aller Einkäufe besorgt die Frau. Mit Inseraten im „Frauenblatt", das in der ganzen Schweiz, von Frauen jeden Standes gelesen wird, erreicht der Inserent höchsten Nutzeffekt seiner Reklame

SCHAFFHAUSER WOLLE
REINE KAMMWOLLE

Darum kauft d'Müeti gern im
MERKUR
Chocolade · Biscuits · Bonbons

Kaffee
von
gleichbleibender Qualität —
das ist unsere
GIGER-MISCHUNG
HANS GIGER & CO.
BERN
Import von Lebensmitteln en gros
Gutenbergstraße 3 Tel. 2 27 35

ENGELHOF
Hotel - Hospiz
Alle Zimmer mit fliess. Wasser
Das alkoholfr. Restaurant mit guter Küche und vorteilhaften Preisen

Ernst
„Guets Brot"
„Feini Guetzli"

Seefeldstraße 119	Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212	Tel. 24 57 44
Forchstraße 37	Tel. 23 09 75
Zollikon, Dufourplatz	Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1	Tel. 23 12 72
Schaffhauserstraße 18	Tel. 28 78 44
Universitätstraße 87	Tel. 28 20 58

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

Auch ein kleines Inserat findet Beachtung im Schweizer Frauenblatt